

## 2. Methodologische Überlegungen

Der folgende Abschnitt soll einen Beitrag zur epistemologischen Selbstreflexion der Untersuchung leisten, indem generelle Überlegungen zur historisch-kritischen Methode mit der Diskussion eines sequenzanalytischen Verfahrens aus dem Umfeld der rekonstruktiven Sozialforschung verbunden werden. Konkret vorgestellt wird das Interpretationsverfahren der objektiven Hermeneutik, dessen Impulse für eine kulturwissenschaftlich informierte Mediävistik anschließend erörtert werden. Ausgehend hiervon erfolgt eine Beschreibung des eigenen methodischen Vorgehens im Umgang mit den untersuchten Traktaten, das wichtige Aspekte der rekonstruktiven Sozialforschung aufnimmt, diese jedoch pragmatisch für die mediävistische Geschichtswissenschaft abwandelt und der konkreten Problemstellung anpasst.

Rhetorisch bietet es sich zur Begründung der in dieser Arbeit entwickelten Methode an, die vertretene Perspektive einer Kulturgeschichte des Politischen von den Arbeiten einer älteren Politikgeschichte abzugrenzen. Dabei ist klar, dass es sich bei dieser als Kontrastfolie genutzten klassischen Politikgeschichte um einen idealtypischen Pappkameraden handelt, der in dieser Form nicht existiert. In der überspitzten Darstellung von Tendenzen der älteren Forschung, die im Hinblick auf Sachinformationen zu vielen Gegenständen der mittelalterlichen Geschichte noch immer maßgeblich ist, besteht jedoch die Möglichkeit, analytische Probleme zu thematisieren und mögliche Alternativen aufzuzeigen.

Ältere Arbeiten einer klassischen Politikgeschichte basieren methodologisch auf einer Anwendung der historisch-kritischen Methode<sup>1</sup> und zielen auf die Beschreibung von Beschaffenheit und Transformation (macht-)politischer Phänomene in der Vergangenheit ab. Vereinfacht dargestellt und unter Rekurs

<sup>1</sup> Johann Gustav DROYSEN, *Historik*, hg. von Peter LEYH, Stuttgart 1977; Jörn RÜSEN, *Historik. Theorie der Geschichtswissenschaft*, Köln, Weimar, Wien 2013; vgl. ergänzend: DERS., *Historische Vernunft. Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft*, Göttingen 1983; DERS., *Rekonstruktion der Vergangenheit. Die Prinzipien der historischen Forschung*, Göttingen 1986; DERS., *Lebendige Geschichte. Formen und Funktionen des historischen Wissens*, Göttingen 1989.

## 2. Methodologische Überlegungen

auf die jüngste Version der »Historik« von Jörn Rüsen steht auf empirischer Ebene die Frage nach einem bestimmten Gegenstand in der Vergangenheit am Anfang des Forschungsprozesses, die Heuristik identifiziert dann materiell vorliegende Überreste dieser Vergangenheit, während die Kritik »Tatsachen der Vergangenheit [...] aus deren empirischer Bekundung in der Gegenwart überprüfbar ermittelt«<sup>2</sup>. Die folgende Operation der Interpretation zielt dann darauf ab, »intersubjektiv überprüfbar die quellenkritisch ermittelten Tatsachen der Vergangenheit zu Zeitverläufen [zusammenzufügen], die eine erklärende Funktion haben und als Geschichten dargestellt werden können«<sup>3</sup>.

Methodologisch fällt dabei auf, dass der zentrale Schluss von der Datengrundlage auf eine außertextliche Realität in der Quellenkritik zur Ermittlung der »Tatsachen« ohne jede Methodenreflexion ganz wie von selbst zu gelingen scheint. Sinnverstehen als Basisoperation jedweder Text- und Bildinterpretation wird in zahlreichen geschichtswissenschaftlichen Arbeiten daher überhaupt nicht problematisiert und erfolgt letztlich implizit mithilfe einer Form von »basale[r] Hermeneutik«<sup>4</sup>.

Aus einer kulturgeschichtlichen Perspektive zeigt sich zudem, dass sich die Materialanalyse bei einem Interesse an kognitiv-symbolischen Wissensordnungen der Vergangenheit gerade nicht in der Extraktion vermeintlicher Tatsachen einer außertextlichen Realität aus dem empirischen Material erschöpft. Zentral ist vielmehr die Aufgabe der Dichotomie von Zeichensystem und von ihm repräsentierter Realität zugunsten der Erkenntnis, dass es gerade diese Zeichensysteme als Wissensordnungen sind, welche ontische Realität als sinnhafte soziale Wirklichkeiten erfahrbar machen.

Auf der Ebene der neuen Kulturgeschichte schließt an diesen Aspekt die Frage nach der Stellung des Subjekts<sup>5</sup> und des subjektiven Meinens und Glaubens im zu erforschenden historischen Prozess an. In seiner Analyse der Kulturtheorien identifiziert Andreas Reckwitz zwei in einer Konvergenzbewegung befindliche Stränge der Theoriebildung, bestehend aus den interpretativen, hermeneutischen Ansätzen in der Tradition von Alfred Schütz, Erving Goffman, Clifford Geertz und Charles Taylor, denen er die (neo-)strukturalistischen Ansätze von Claude Lévi-Strauss, Ulrich Oevermann, Michel Foucault und Pierre Bourdieu gegenüberstellt<sup>6</sup>. Im Rahmen der Kulturgeschichte finden sich diese beiden Stränge ebenfalls wieder, in Gestalt eines hermeneutischen Ansatz-

2 DERS., *Historik*, S. 180.

3 *Ibid.*, S. 185.

4 SARASIN, *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, S. 29.

5 Andreas RECKWITZ, *Subjekt*, Bielefeld <sup>3</sup>2012.

6 DERS., *Die Transformation der Kulturtheorien*, S. 207–541.

zes<sup>7</sup> und einer poststrukturalistischen Kritik an dessen Fokussierung auf die Ebene des subjektiven Bewusstseins<sup>8</sup>.

Trotz der Differenzen zwischen den beiden Strängen der neuen Kulturgeschichte erweist sich eine epistemologische und methodologische Selbstreflexion geschichtswissenschaftlichen Arbeitens aber für beide Ansätze als wichtiges Desiderat<sup>9</sup>. Bei einem Interesse an den Mechanismen einer vergangenen Wirklichkeitskonstruktion fällt die Rekursivität dieses wissenschaftlichen Unterfangens sofort auf, das als Bestandteil aktueller Diskurse selbst abhängig von spezifischen Sinn- und Unterscheidungssystemen ist. Diese uns als Wissenschaftlerinnen umgebende und in uns eingeschriebene Kultur bedingt letztlich, wie wir uns fragend der Vergangenheit nähern und was wir innerhalb der Grenzen des Sagbaren überhaupt erkennen und als Aussagen formulieren können.

Damit stellt sich jedoch im Zuge einer rekursiven Anwendung theoretischer Konzepte wie Habitus und Diskurs auf die mit diesen Theorien operierenden Arbeiten die Frage nach der Bedeutung des Subjekts erneut, in diesem Fall die Frage nach der Rolle des forschenden Subjekts als Beobachtungsinstanz. Während in kulturwissenschaftlichen Untersuchungen auf der Ebene des historischen Gegenstandes der Fokus auf die diskursiven Strukturen vergangener Gesellschaften gelegt wird, erfolgt jedoch auf der Ebene der empirischen Forschung methodologisch nur selten eine systematische Berücksichtigung des eigenen diskursiv bedingten Sprechens über eben diese untersuchte Vergangenheit. Meine subjektiv erlebte Wirklichkeit, zu der in diesem Augenblick das erneute Redigieren dieses Textes am Computerbildschirm gehört, bleibt aber auch im Rahmen eines poststrukturalistischen Forschungsdesigns die nicht hintergehbare Voraussetzung für den Versuch einer analytischen Erschließung vergangener wie gegenwärtiger Diskurse und muss daher auch methodologisch Berücksichtigung finden<sup>10</sup>.

Von dieser Beobachtung ausgehend lässt sich in der historiografischen Praxis eine Perspektivenverschiebung erproben, die auf einer der Grundprämis-

7 Vgl. u. a. DANIEL, Kompendium Kulturgeschichte, S. 12, 17.

8 SARASIN, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, S. 27f.

9 DANIEL, Kompendium Kulturgeschichte, S. 13–15.

10 (Radikal) konstruktivistische Ansätze verweisen auf dieses epistemologische Problem mithilfe der Unterscheidung zwischen ontischer Realität und (notwendig subjektiver) Wirklichkeit. GOERTZ, Unsichere Geschichte, S. 83–102. Vgl. weiterführend: Heinz GUMIN, Heinrich MEIER (Hg.), Einführung in den Konstruktivismus, München <sup>14</sup>2014; Ernst von GLASERSFELD, Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme, Frankfurt a. M. 1997. Für eine Anwendung konstruktivistischer Prämissen im Rahmen der Geschichtswissenschaft siehe: Jörg VAN NORDEN, Was macht Du für Geschichten? Didaktik eines narrativen Konstruktivismus, Freiburg i. Br. 2011.

## 2. Methodologische Überlegungen

sen kulturwissenschaftlicher Ansätze beruht: weg vom historischen Gegenstand an sich und hin zur Perspektive<sup>11</sup> auf den Gegenstand, womit zugleich auch dessen jeweils subjektive Aneignung im Forschungsprozess thematisiert werden muss. Eine Auseinandersetzung mit Methoden der empirischen Forschung und eine Reflexion über die Rolle der Forschenden als Bestandteil der Analyse vergangener Praktiken und Diskurse stellt daher im Rahmen kulturwissenschaftlicher Ansätze einen wichtigen Gegenstand der epistemologischen Diskussion dar.

Es versteht sich von selbst, dass eine Überwindung der hermeneutischen Zirkularität<sup>12</sup> und diskursiven Bedingtheit von historischer Erkenntnis weder möglich noch erstrebenswert erscheint. Die Unmöglichkeit einer objektiven Form von Geschichtsschreibung wird bereits seit geraumer Zeit unter dem Begriff der Standortgebundenheit<sup>13</sup> von Historikerinnen und Historikern diskutiert, und die Orientierungsfunktion für die Gegenwart erscheint als konstitutives Charakteristikum historischer Sinnbildung selbst<sup>14</sup>. Aus poststrukturalistischer Perspektive erscheint eine Objektivität von Geschichtsschreibung – gleichsam als Versuch der Herauslösung aus den sie hervorbringenden Diskursen – ebenfalls unmöglich<sup>15</sup>. Da es kein Entrinnen aus der eigenen Perspektivität und diskursiven Bedingtheit gibt<sup>16</sup>, lohnt aber gerade das Erkunden der Grenzen der Diskurse und die aktive Reflexion über den Standort des eigenen Sprechens.

Vergegenwärtigt man sich daher erneut die empirische Struktur geschichtswissenschaftlicher Arbeiten und stellt nicht wie üblich einen Aspekt der Vergangenheit als Gegenstand der Untersuchung ins Zentrum, sondern das historisch forschende Subjekt, dann ergibt sich ein weitaus problematischerer Aufbau, als ihn die historisch-kritische Methode suggeriert. Aus einer Vielzahl möglicher Deutungen eines polysemischen Überrests der Vergangenheit bilden

11 LANDWEHR, Kulturgeschichte, S. 10–13.

12 Für einen Überblick vgl. Jean GRONDIN, The Hermeneutical Circle, in: Niall KEANE, Chris LAWN (Hg.), The Blackwell Companion to Hermeneutics, Chichester, Malden, MA 2016, S. 299–305. Grundlegend hierzu: Hans-Georg GADAMER, Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen 72010.

13 Vgl. u. a. Reinhart KOSELLECK, Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt, in: DERS., Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a. M. 72010, S. 176–207.

14 RÜSEN, Historische Vernunft; DERS., Historik, S. 34–48.

15 LANDWEHR, Kulturgeschichte, S. 13f.

16 Selbst Jörn Rösen spricht von dem »nicht unerheblichen Einfluss *unbewusster* mentaler Regungen in den Vorgängen der historischen Sinnbildung«, die jedoch bislang methodologisch nicht berücksichtigt oder erforscht seien: RÜSEN, Historik, S. 89 (Hervorh. i. Orig.).

Historikerinnen und Historiker eine auf ihre konkreten Fragestellungen zugeschnittene Lesart dieses Zeugnisses<sup>17</sup>. Diese Lesart wird zusammen mit einer Vielzahl weiterer Lesarten, die anhand von vorher unverknüpften Einzelzeugnissen (den Quellen) gebildet wurden, zu einer synthetisierten Beschreibung eines Forschungsgegenstandes zusammengezogen, der durch diese Operationen überhaupt erst als diskursives Objekt hervorgebracht wird.

Der zentrale Akt der Lesartenbildung am konkret untersuchten Zeugnis wird dadurch verkompliziert, dass er in nicht unwesentlichem Maße vom Wissen um den »historischen Kontext« der »Quelle« abhängt<sup>18</sup>. Dieses Wissen stellt aber ebenfalls eine Synthetisierung von an zahlreichen Einzelzeugnissen gebildeten Lesarten dar, das sich aus den Darstellungen anderer Forscherinnen und Forscher speist und das Vorverständnis der Analyse bildet<sup>19</sup>. Als während der Lesartenbildung nicht hinterfragtes Hintergrundwissen bedingen die Forschungsdiskurse und die darin verhandelten Narrative damit maßgeblich den interpretierenden Umgang mit Primärdaten im Zuge einer konkreten Materialanalyse. Der Schritt, der in klassisch historischen Methodenlehren als Quellenkritik firmiert und historische Tatsachen ermitteln soll, stellt sich bei näherem Hinsehen bereits als wesentlicher Bestandteil der Interpretation dar. Aufgrund der wenig ausgebildeten analytischen Trennung von Vorverständnis, empirischer Materialanalyse und dem Rückbezug der Analyseergebnisse auf das im Forschungsprozess gebildete Modell des untersuchten Gegenstandes laufen historische Arbeiten daher in erhöhtem Maße Gefahr, subsumtionslogisch zu argumentieren und in eine schlechte hermeneutische Zirkularität zu verfallen.

Eine methodische Kontrolle der Lesartenbildung stellt vor dem Hintergrund dieser Überlegungen ein wichtiges Forschungsdesiderat dar. Während der Begriff der Hermeneutik<sup>20</sup> jedoch im interpretativen Strang der aktuellen kulturwissenschaftlichen Debatte positiv besetzt, im (post-)strukturalistischen

<sup>17</sup> Ich verwende den Begriff der Lesart in Anlehnung an den literaturwissenschaftlichen Sprachgebrauch als Bezeichnung für eine Deutungsvariante eines polysemischen Zeichens oder einer komplexen Struktur miteinander verbundener Zeichen. Lesart verweist im Folgenden auf eine sinnverstehende Interpretation eines Worts, eines Bildelements sowie daraus zusammengesetzt eines Textes oder Bildes.

<sup>18</sup> RÜSEN spricht etwa von einer an die überlieferten Zeugnisse herangetragenen »Sinnvermutung«, vgl. RÜSEN, *Historik*, S. 179.

<sup>19</sup> Ulrich OEVERMANN, *Thesen zur Methodik der werkimmanenten Interpretation vom Standpunkt der objektiven Hermeneutik*, 1997, [urn:nbn:de:hebis:30-5327](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hebis:30-5327) (7.3.2019), S. 10.

<sup>20</sup> Daniel Morat unterscheidet in seinen Überlegungen zu hermeneutischen Ansätzen in der Geschichtswissenschaft zwischen einem pragmatischen und einem empathischen Verstehensbegriff und differenziert zwischen der Hermeneutik als (pragmatischer) Operation des Sinnverstehens und der sich einfühlenden hermeneutischen Tradition in der Geschichtswissenschaft: Daniel MORAT, *Braucht man für das Verstehen eine Theorie?*

## 2. Methodologische Überlegungen

hingegen negativ konnotiert ist, bleibt die grundlegende Operation des Sinnverstehens im Umgang mit Spuren einer vergangenen menschlichen Praxis in der Regel vortheoretisch. Philipp Sarasin spricht in diesem Zusammenhang von einer »basale[n] Hermeneutik«<sup>21</sup>, die Historikerinnen und Historiker im Umgang mit den untersuchten Zeugnissen einsetzen, die es aber mithilfe diskursanalytischer Verfahren zu überwinden gelte:

Texte müssen in jedem Fall zumindest in ihrem manifesten Sinn »verstanden« werden. Wie imaginär auch immer dieses Verstehen ist – es ist zweifellos der erste Modus, in welchem Historiker ihre Quellentexte verarbeiten müssen. Selbst, wenn, wie ich argumentieren werde, die Strukturen der Produktion von Sinn diesem vorgängig sind und auch ohne Rekurs auf ein Verstehen analysiert werden können, ist »Verstehen« spontaner und direkter als jedes diskursanalytische Verfahren – und es ist für das »Verständnis« historischer Zusammenhänge in pragmatischer Hinsicht zweifellos effizient. Das vom Traditionszusammenhang gestiftete implizite Wissen garantiert, dass dieses »Verstehen« nicht ganz in die Irre geht, wie es allerdings auch gleichzeitig die strukturellen Bedingungen für das, was so »verstanden« wird, selbst nicht zu erhellen vermag. Die »Selbstwahrnehmung« der historischen Subjekte jedenfalls wird durch dieses primäre, basale Textverstehen weder schon erhellt, noch wird diese Wahrnehmung damit gleich zum *explanans* des historischen Zusammenhangs gemacht<sup>22</sup>.

Sarasin problematisiert damit einen für alle historischen Arbeiten zentralen und zuweilen höchst aufwendigen Schritt. Ein mitunter völlig fremdes Zeugnis wie etwa die Statuten einer religiösen Bruderschaft des späten 15. Jahrhunderts, an dem zunächst Materialität, Sprache, Duktus, Spezialvokabular, geltende Normen, kulturelles und religiöses Umfeld usw. für moderne Forscherinnen und Forscher auf Grundlage ihrer lebensweltlichen Erfahrungen unverständlich sind, muss unter Rekurs auf Wissen aus fachwissenschaftlichen Diskursen »verstanden« und im Hinblick auf die konkret untersuchte Fragestellung eingeordnet werden, um dann als sinnvoller Bestandteil in die zu schreibende historiografische Narration integriert werden zu können.

Hiermit ist ein doppeltes Problem verbunden. Einerseits muss eine grundlegende Fremdheit der verwendeten Zeichensysteme unter Rekurs auf die aktuellen wissenschaftlichen Diskurse und das Archiv der Disziplin überbrückt

Bekenntnisse eines Neohermeneutikers, in: Jens HACKE, Matthias POHLIG (Hg.), Theorie in der Geschichtswissenschaft. Einblicke in die Praxis des historischen Forschens, Frankfurt a. M. 2008, S. 41–52. Mit der Bezeichnung Lesartenbildung wird in der vorliegenden Arbeit in Anlehnung an Verfahren der rekonstruktiven Sozialforschung klar die pragmatische Dimension von Verstehen adressiert.

21 SARASIN, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, S. 29f., 33.

22 Ibid., S. 30.

werden, andererseits müssen diese wissenschaftlichen Diskurse aber wieder künstlich verfremdet werden, um nicht das Ergebnis der Analyse im Sinne einer schlechten hermeneutischen Zirkularität zu beeinflussen oder gar vorwegzunehmen.

Anregungen zur Dynamisierung dieser strukturellen Abhängigkeit zwischen Verstehen und Vorverständnis lassen sich auf dem Gebiet der rekonstruktiven Sozialforschung finden. Während die zur Vormoderne arbeitende Geschichtswissenschaft primär mit dem Problem der relativen Fremdheit ihrer Gegenstände konfrontiert ist, muss die Soziologie sich mit der relativen Vertrautheit der Forschungsobjekte auseinandersetzen. Gerade diese scheinbare Vertrautheit behindert die analytische Aufschlüsselung zeitgenössischer sozialer Phänomene, die vorschnell auf Grundlage eines nichthinterfragten Alltagswissens »verstanden« scheinen, statt rekonstruktiv analysiert zu werden. Das Ziel zahlreicher Methoden der so genannten qualitativen Sozialforschung<sup>23</sup> besteht daher in einer analytischen Verfremdung ihres Gegenstandes, während im Gegenteil die Geschichtswissenschaft diese Fremdheit unter Rekurs auf das Archiv der Disziplin zu überbrücken sucht. Diese Tendenz zur bewussten Verfremdung synchroner Phänomene führte auf dem Gebiet der Soziologie damit zu einer wesentlich stärkeren Relevanz methodologischer und vor allem epistemologischer Debatten, die in der Geschichtswissenschaft nach Droysen eigentlich erst wieder mit der späten Rezeption des *linguistic turn* richtig Fahrt aufgenommen haben.

Zugleich teilen Soziologie und Geschichtswissenschaft auf empirischer Ebene aber wichtige Ausgangsbedingungen. Achim Landwehr hat mehrfach auf das der Geschichtswissenschaft zugrundeliegende Paradoxon hingewiesen, dass die Vergangenheit selbst gar nicht den eigentlichen Gegenstand der Disziplin darstellen kann<sup>24</sup>. Die vergangene menschliche Praxis an sich ist flüchtig und den einzigen Zugriff auf sie ermöglichen materiell im Hier und Jetzt vorliegende Zeugnisse, die als Objektivationen und Überbleibsel vergangener Praktiken heute noch einer fragenden Interpretation zugänglich sind. Das gleiche gilt für die Soziologie: Sie ist aufgrund der Flüchtigkeit der ihren Gegenstand eigentlich bildenden gegenwärtigen menschlichen Praxis auf eine materiell als

<sup>23</sup> Zuletzt kritisch zur dichotomischen Unterscheidung zwischen qualitativen und quantitativen Verfahren: Ulrich OEVERMANN, Objektive Hermeneutik als Methodologie der Erfahrungswissenschaften von der sinnstrukturierten Welt, in: Phil C. LANGER, Angela KÜHNER, Panja SCHWEDER (Hg.), Reflexive Wissensproduktion. Anregungen zu einem kritischen Methodenverständnis in qualitativer Forschung, Wiesbaden 2013, S. 69–98, hier S. 69f.

<sup>24</sup> LANDWEHR, Historische Diskursanalyse, S. 53; DERS., Kulturgeschichte, S. 45. Das Problem der historischen Referentialität wird zudem ausführlich diskutiert bei: GOERTZ, Unsichere Geschichte.

## 2. Methodologische Überlegungen

dauerhaftes Zeugnis vorliegende Protokollierung sozialer Realität angewiesen, deren methodisch reflektierte Analyse erst intersubjektiv überprüfbare Aussagen zu dem Untersuchungsgegenstand erlaubt<sup>25</sup>.

Ulrich Oevermann<sup>26</sup> verwendet in diesem Zusammenhang einen weit gefassten Begriff von Protokoll, der mit einigen Modifikationen auch für die Geschichtswissenschaft Anregungen bieten kann. Unter Protokoll versteht Oevermann unter Rekurs auf die sprachliche Verfasstheit von sozialer Wirklichkeit und vor dem Hintergrund eines weiten Textbegriffs jede sinnstrukturierte Objektivation menschlicher Lebenspraxis<sup>27</sup>. Dementsprechend zählen Texte im engeren Sinne, aber auch Bilder, Objekte der materiellen Kultur, Kulturlandschaften, Kunstwerke, kurz: alle vom Menschen gestalteten Gegenstände zu den Protokollen sozialer Wirklichkeiten<sup>28</sup>.

25 BOHNSACK, Rekonstruktive Sozialforschung, S. 157.

26 Zur im Strukturalismus verwurzelten, diesen jedoch in zentralen Punkten modifizierenden Kulturosoziologie Oevermanns vgl. RECKWITZ, Die Transformation der Kulturtheorien, S. 243–262.

27 Vgl. u. a. Ulrich OEVERMANN, Kontroversen über eine sinnverstehende Soziologie. Einige wiederkehrende Probleme und Mißverständnisse in der Rezeption der »objektiven Hermeneutik«, in: AUFENANGER, LENSSEN (Hg.), Handlung und Sinnstruktur, S. 13–83, hier S. 45–50; Andreas WERNET, Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik, Wiesbaden <sup>2</sup>2006, S. 11–13.

28 Oevermann bemerkt hierzu: »Soziale Wirklichkeit außerhalb von Protokollen ist methodologisch nicht greifbar. Jede Wirklichkeitserfassung, die mit Bezug auf die Güte, d. h. Zuverlässigkeit, Genauigkeit oder Vollständigkeit eines Protokolls methodologisch beurteilt werden sollte, kann, sofern sie dem sozialwissenschaftlich einzig wesentlichen Gegenstandsbereich sinnstrukturierter Welt angehören soll, ihrerseits ebenfalls wiederum nur ein Protokoll sozialer Wirklichkeit sein. Die Vorstellung von einer außerhalb von Protokollen sich zeigenden, gewissermaßen ganz »natürlichen« unbeobachteten sozialen Wirklichkeit ist von vornherein sinnlos. Der Sozialwissenschaftler ist also von vornherein innerhalb der textförmig protokollierten sozialen Wirklichkeit »gefangen«, aus ihr kann er sich methodologisch nicht herausbegeben. Man könnte sogar noch weiter gehen: Die Vorstellung von einer textfreien sozialen Wirklichkeit ist, sieht man von der unmittelbaren Selbst-Erfahrung der Lebenspraxis in der Krise ab, ein selbst noch der ideologisch gewordenen Konzeption von *normal science* nach dem Vorbild der Naturwissenschaften angehörender Restmythos. [...] Der direkte Zugriff auf die einzig außerhalb der Textförmigkeit liegende Schicht sozialer Wirklichkeit, die Unmittelbarkeit der Erfahrung der Lebenspraxis ihrer selbst unter den Bedingungen der Krise, ist uns wissenschaftlich nicht möglich. Wir sind methodisch auf die Vermittlung durch die Textförmigkeit notwendig angewiesen. Aber aus der sequenziellen, die Transformationsgeschichte einer Lebenspraxis abbildenden Struktur eines protokollierten Ablaufs können wir die Erzeugung und die Lösung bzw. Reproduktion der Krise und damit die Strukturiertheit der konkreten Lebenspraxis erschließen«, OEVERMANN, Kontroversen über eine sinnverstehende Soziologie, S. 47, 49f.

Für die Geschichtswissenschaft, die seltener als die Soziologie mit Interviewtranskripten und entsprechend mit Protokollen im engeren Sinne zu tun hat, erscheint allerdings der Begriff Artefakt als Bezeichnung für eine Objektivierung menschlicher Praxis sinnvoller<sup>29</sup>. Artefakte sind dabei unter Rückgriff auf die Arbeiten von Sybille Krämer<sup>30</sup> als Spurenträger anzusprechen: Sie liegen materiell vor und vergegenwärtigen die Abwesenheit der Lebenspraxis, die sie ursprünglich hervorgebracht hat. Gleichzeitig ermöglichen sie eine Orientierung der sich fragend an die Vergangenheit richtenden Forscherinnen und Forscher, die jedoch durch den Akt des aktiven Spurenlesens die bloßen Objekte erst zu Spuren des untersuchten Gegenstandes machen<sup>31</sup>.

Spuren werden Krämer zufolge daher erst durch ihre Interpretation als solche konstituiert, indem »das spurbildende Geschehen als eine Erzählung rekonstruiert wird. Die Semantik der Spur entfaltet sich nur innerhalb einer ›Logik‹ der Narration, in der die Spur ihren ›erzählten Ort‹ bekommt. Doch es gibt stets eine Vielzahl solcher Erzählungen. Daher sind Spuren polysemisch: Diese Vieldeutigkeit der Spur ist konstitutiv, also unhintergebar«<sup>32</sup>. Insofern dienen auch die durch Tradition und Überlieferungszufall begrenzt vorliegenden Spuren vergangener menschlicher Praktiken einer Vielzahl von historiografischen Modellen als Datengrundlage.

<sup>29</sup> Vgl. auch die Perspektive des SFB 933 »Materiale Textkulturen« an der Universität Heidelberg und den in diesem Rahmen formulierte Ansatz einer Text-Anthropologie, der Anregungen aus der Akteur-Netzwerk-Theorie aufgreift: Markus HILGERT, »Text-Anthropologie«. Die Erforschung von Materialität und Präsenz des Geschriebenen als hermeneutische Strategie, in: Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft 142 (2010), S. 87–126.

<sup>30</sup> Sybille KRÄMER, Das Medium als Spur und als Apparat, in: DIES. (Hg.), Medien, Computer, Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien, Frankfurt a. M. 1998, S. 73–94; DIES., Was also ist eine Spur? Und worin besteht ihre epistemologische Rolle? Eine Bestandsaufnahme, in: DIES., KOGGE, GRUBE (Hg.), Spur, S. 11–33; Sybille KRÄMER, Immanenz und Transzendenz der Spur. Über das epistemologische Doppelleben der Spur, *ibid.*, S. 155–181; DIES., Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität, Frankfurt a. M. 2008.

<sup>31</sup> An diesem Punkt zeigt sich die Spurmetapher auch der in der Geschichtswissenschaft geläufigeren Quellenmetapher überlegen, da Quellen aus sich selbst heraus sprudeln, während Spuren eine aktiv suchende Beobachterin mit einem bestimmten Erkenntnisinteresse voraussetzen.

<sup>32</sup> KRÄMER, Was also ist eine Spur?, S. 17.

### 2.1 Rekonstruktive Sozialforschung und Geschichtswissenschaft

Ausgehend von diesen methodologischen Überlegungen kann eine geschichtswissenschaftliche Arbeit als Modell der Vergangenheit verstanden werden, das durch die argumentative Verknüpfung einer Reihe von Lesarten entsteht, die anhand ausgewählter Artefakte als Spuren der untersuchten Vergangenheit gebildet wurden<sup>33</sup>. Dabei ist klar, dass nicht an allen für eine Fragestellung relevanten Zeugnissen gleichermaßen neue Lesarten gebildet werden können, sondern dass die Untersuchung jeweils auf die Arbeit mit Synthesen vorangegangener Materialanalysen angewiesen ist. Auf empirischer Ebene stellen sich damit Fragen nach dem Zusammenhang von Vorverständnis und konkreter Lesartenbildung (also von Vergangenheitsvorstellungen, geschichtswissenschaftlichen Forschungsdiskursen und eigenständiger Materialanalyse) sowie nach einer Methodologisierung der Lesartenbildung, die eine Erhöhung der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit und damit der Kritisierbarkeit dieser zentralen Forschungsoperation zum Ziel hat.

Eine Möglichkeit, die Anwendung einer »basalen Hermeneutik« methodisch zu überwinden, stellt zweifellos die historische Diskursanalyse dar<sup>34</sup>. Nicht selten ist – besonders auf dem Gebiet der mittelalterlichen Geschichte – die hierfür erforderliche breite Materialgrundlage jedoch aufgrund der Überlieferungssituation nicht vorhanden. Ebenfalls denkbar sind Fälle, in denen einzelne Zeugnisse zur Vorbereitung größer angelegter Untersuchungen zunächst einer Detailanalyse unterzogen werden sollen. Damit stellt sich die Frage nach einer Methode, die eine diskursanalytische Perspektive im Kontext von konkreten Fallanalysen oder Pilotstudien zur Anwendung bringt, obwohl der zugehörige Diskursraum noch nicht oder nicht vollständig erschlossen wurde. Zu diesem Zweck wurden Angebote aus dem Gebiet der rekonstruktiven Sozialforschung<sup>35</sup> berücksichtigt. Interessante Anregungen lieferte hier die Methodenlehre der »strukturalen« oder »objektiven« Hermeneutik, die durch den Frankfurter Soziologen Ulrich Oevermann begründet wurde. Im Folgenden wird erörtert, welche methodologischen Impulse die objektive Hermeneutik der

<sup>33</sup> Ich bevorzuge in diesem Zusammenhang die Metapher des (Geschichts-)Modells anstelle der des (Geschichts-)Bildes. Im Gegensatz zum Bild, das trotz seiner Perspektivität auch einen naturalistischen Anspruch haben kann, verweist der Begriff Modell stärker auf den Zeigecharakter des Konstrukts, das weder ein naturalistisches Abbild seines Referenzobjekts noch dessen Repräsentation sein will. Ein Modell, beispielsweise das Modell eines architektonischen Entwurfs, ist im Gegenteil bewusst konstruiert, um auf bestimmte Fragen seiner intendierten Rezipientinnen und Rezipienten zu antworten.

<sup>34</sup> LANDWEHR, Historische Diskursanalyse; SARASIN, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse.

<sup>35</sup> BOHNSACK, Rekonstruktive Sozialforschung.

Geschichtswissenschaft bieten kann und wie diese pragmatisch in eine mediävistische Untersuchung integriert werden können<sup>36</sup>.

Die Bezeichnung »objektive Hermeneutik« sorgt dabei in der Regel für Irritation, wenn »objektiv« als Anspruch verstanden wird, zu einer von der interpretierenden Person unabhängigen und in positivistischem Sinne objektiv-gültigen Interpretation zu gelangen. Diese Bedeutungsebene ist als Provokation mit Sicherheit intendiert, zumal die Methodenlehre darauf abzielt, den für die sinnverstehende Wirklichkeitserschließung zentralen Akt der Interpretation intersubjektiv überprüfbar zu machen<sup>37</sup>. Im ursprünglichen Entstehungskontext der Methode verweist die Bezeichnung jedoch auf »objektiv« im Sinne von »als Objektivation materiell vorliegend«, also auf die Materialität der untersuchten Protokolle sozialer Wirklichkeit. Zugleich bezieht sich »objektiv« aber auch auf die sich in einem Protokoll zeigenden sozialen Strukturen im Gegensatz zum »subjektiv gemeinten« Sinn der Akteure, also auf die strukturalistische Ausrichtung der Methode. Die objektive Hermeneutik zielt nämlich im Gegensatz

<sup>36</sup> Mit einer Anpassung objektiv-hermeneutischer Verfahren an die Bedürfnisse der Geschichtswissenschaft haben sich aus theoretischer Perspektive bislang nur Johannes Süßmann und Axel Jansen auseinandergesetzt: Johannes SÜSSMANN, *Geschichtswissenschaft und objektive Hermeneutik*, in: BECKER-LENZ u. a. (Hg.), *Die Methodenschule*, S. 115–140; Axel JANSEN, *Die Verfahren der Objektiven Hermeneutik im historischen Forschungsprozeß*, *ibid.*, S. 141–157; DERS., *Die objektive Hermeneutik als Instrument der historischen Fallrekonstruktion. Analyse eines Briefes von Anne Morgan*, in: *Traverse* (2006), S. 43–56. Süßmanns Habilitationsschrift zeugt zugleich davon, welchen Mehrwert die Anwendung dieser Verfahren erbringen kann: Johannes SÜSSMANN, *Vergemeinschaftung durch Bauen. Würzburgs Aufbruch unter den Fürstbischöfen aus dem Hause Schönborn*, Berlin 2007. Die Methodenlehre hatte zudem entscheidenden Einfluss auf den Zuschnitt des von Süßmann zunächst in Frankfurt und später in Paderborn veranstalteten Forschungskolloquiums, an dem ich regelmäßig teilnehmen durfte und in dem auch die Prologe der Traktate des Jean Germain Gegenstand von Analysesitzungen waren.

<sup>37</sup> Mit einer Diskussion der Möglichkeiten und Grenzen einer Kombination von objektiv-hermeneutisch inspirierten Methoden und einer diskursanalytischen Perspektive geht die vorliegende Arbeit jedoch einen anderen Weg, als Süßmann ihn vorzeichnet. Süßmann sieht zwar Anschlussmöglichkeiten zwischen objektiver Hermeneutik und dem hermeneutischen Strang der Kulturgeschichte, identifiziert jedoch den »Objektivitätsanspruch« der Methode als mit dem »konstruktivistischen Selbstverständnis vieler Historikerinnen und Historiker« nur schwer vereinbar: SÜSSMANN, *Geschichtswissenschaft und objektive Hermeneutik*, S. 124. Im Gegensatz dazu soll mit der Diskursanalyse hier Anschluss an den (post-)strukturalistischen Strang der Kulturgeschichte gesucht und an eben diesem konstruktivistischen Selbstverständnis festgehalten werden. Vgl. zu einer Übereinstimmung zwischen den methodologischen (nicht aber den sozial-theoretischen) Prämissen der objektiven Hermeneutik mit einer systemtheoretisch informierten Hermeneutik: Tilmann SUTTER, *Interaktionistischer Konstruktivismus. Zur Systemtheorie der Sozialisation*, Wiesbaden 2009, S. 254f.

## 2. Methodologische Überlegungen

zu einer Nachvollzugshermeneutik zunächst nicht auf die Rekonstruktion einer im Material dokumentierten Subjektivität ab, sondern auf eine Erschließung der subjektivem Handeln zugrundeliegenden »latenten Sinnstrukturen« (als Handlungs- oder Rollensysteme), vor deren Hintergrund dem konkreten Kommunikationsakt erst seine spezifische Bedeutsamkeit zukommt<sup>38</sup>. Zu diesem Zweck greift sie auf Protokolle einer flüchtigen Lebenspraxis zurück, die mithilfe einer von Oevermann als »Kunstlehre« bezeichneten Methode ausgelegt werden.

Zur Darstellung dieses Verfahrens, das in der qualitativen Sozialforschung inzwischen fest etabliert ist und zum Methodenkanon der Disziplin gehört<sup>39</sup>, existieren sehr gute Einführungen und Überblicksdarstellungen<sup>40</sup>. Ich beschränke mich daher im Folgenden auf eine nur oberflächliche Schilderung und konzentriere mich stattdessen auf die für die Geschichtswissenschaft relevanten Anregungen.

Das Ziel der objektiven Hermeneutik ist eine methodische Kontrolle der wissenschaftlich-empirischen Operation des Verstehens von Objektivationen menschlicher Praxis. Wesentlich dabei ist die grundlegende Unterscheidung zwischen dem Protokoll einer sozialen Wirklichkeit und der protokollierten Wirklichkeit selbst. Daraus ergibt sich auch die Differenzierung zwischen zwei Handlungskontexten, einerseits dem unmittelbaren Erleben von sozialer Wirklichkeit zwischen Krise und Routine, bei dem das Subjekt unter Handlungs-

<sup>38</sup> Ulrich OEVERMANN, Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik, in: Thomas JUNG, Stefan MÜLLER-DOOHM (Hg.), »Wirklichkeit« im Deutungsprozess. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Frankfurt a. M. 1993, S. 106–189; Stefan AUFENANGER, Margit LENSSEN, Zum Programm der objektiven Hermeneutik, in: DIES. (Hg.), Handlung und Sinnstruktur, S. 1–18, hier S. 1f.; Jo REICHERTZ, Objektive Hermeneutik, in: Ronald HITZLER, Anne HONER (Hg.), Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung, Opladen 1997, S. 31–55, hier S. 31–34; WERNET, Einführung in die Interpretationstechnik, S. 9f.

<sup>39</sup> Für einen Überblick über die Entstehungskontexte der Methode vgl. Andreas FRANZMANN, Entstehungskontexte und Entwicklungsphasen der Objektiven Hermeneutik als einer Methodenschule. Eine Skizze, in: BECKER-LENZ u. a. (Hg.), Die Methodenschule, S. 1–42.

<sup>40</sup> Ulrich OEVERMANN u. a., Die Methodologie einer »objektiven Hermeneutik« und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Hans-Georg SOEFFNER (Hg.), Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart 1979, S. 352–434; WERNET, Einführung in die Interpretationstechnik; Dirk PILZ, Krisengeschöpfe. Zur Theorie und Methodologie der Objektiven Hermeneutik, Wiesbaden 2007; BOHNSACK, Rekonstruktive Sozialforschung, S. 71–92. Für eine exemplarische Fallrekonstruktion anhand eines historischen Themas vgl. JANSEN, Die objektive Hermeneutik.

druck steht, und andererseits einer Situation der wissenschaftlichen Rekonstruktion von sozialer Wirklichkeit anhand von materiell vorliegenden Protokollen. Diese Rekonstruktion ist wesentlich durch die Entlastung von Handlungsdruck gekennzeichnet und erlaubt so die Erschließung von latenten Sinnstrukturen, die dem konkret handelnden Subjekt unbewusst bleiben. Die objektive Hermeneutik erteilt damit grundsätzlich der Vorstellung eine Absage, es gäbe einen wissenschaftlich kontrollierten, empirischen Zugang zu sozialen Wirklichkeiten, der nicht über eine dauerhaft verfügbare Aufzeichnung – also ein Protokoll bzw. aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive ein Artefakt – dieser Lebenspraxis vermittelt wäre<sup>41</sup>.

Die in dieser Perspektive grundgelegten Parallelen zwischen objektiver Hermeneutik und Geschichtswissenschaft werden auch deutlich, wenn die Frage aufkommt, wie denn die Qualität eines Protokolls überprüft werden kann. Grundlage hierfür kann aus Sicht Oevermanns gerade kein Zugriff auf die »wirkliche Wirklichkeit« sein, sondern nur der Vergleich mit einem anderen Protokoll, das die soziale Praxis besser und adäquater dokumentiert. Für die objektive Hermeneutik stellt das Protokoll – und nicht die letztlich nur über Protokolle der wissenschaftlichen Analyse zugängliche soziale Wirklichkeit – den eigentlichen Untersuchungsgegenstand dar. Darin wird auch kein Defizit der Methode gesehen, sondern das konstitutive Merkmal rekonstruktiver empirischer Sozialforschung<sup>42</sup>. Dieser Aspekt ist der Geschichtswissenschaft und besonders der Mediävistik selbstverständlich, da sie es immer mit einer längst kalten Spur der untersuchten Lebenspraxis zu tun hat und gar nicht anders kann, als den Erkenntniswert und die Qualität der in Zeugnissen enthaltenen Informationen über eine darin dokumentierte Praxis durch den Vergleich mit anderen Zeugnissen abzuschätzen.

<sup>41</sup> WERNET, Einführung in die Interpretationstechnik, S. 11f. Letztlich ist mit dieser Auffassung auch die Gleichberechtigung von Geschichts- und Sozialwissenschaft im Hinblick auf die empirische Erforschung menschlicher Sozialität postuliert. Beide Fachdisziplinen sind auf überlieferte oder im Forschungsprozess erzeugte Protokollierungen angewiesen, wobei das Defizit der Geschichtswissenschaft sich lediglich daraus ergibt, dass sie keine neuen Protokolle einer weit zurückliegenden Vergangenheit mehr erzeugen kann, sondern auf das Auffinden von überliefertem Material angewiesen ist. Dieser Unterschied verliert methodologisch jedoch auch mit Blick auf das stetige Fortschreiten der Zeit seine Bedeutung, da die noch lebenden und zu einem späteren Zeitpunkt (erneut) befragten Objekte der Sozialwissenschaft nicht mehr dieselben sind wie bei ihrer ersten Befragung. Bei der erneuten Generierung eines Protokolls ist das vorgängige erste Protokoll eigentlich bereits Quelle für die Rekonstruktion eines inzwischen historisch gewordenen (und vom untersuchten Objekt selbst historisierten) früheren Selbst.

<sup>42</sup> Ibid., S. 12f.

## 2. Methodologische Überlegungen

Aus diesem Aspekt ergibt sich die im Vorgehen der objektiven Hermeneutik zentrale und strikte Trennung zwischen einem in seiner Sinnstruktur zu rekonstruierenden Text als Gegenstand der Analyse und anderen Protokollen sozialer Wirklichkeiten, die Kon-Texte<sup>43</sup> zum untersuchten Protokoll darstellen. Hierin besteht eine zentrale Anregung für die Geschichtswissenschaft, die häufig im Zuge der Quellenkritik zur Bildung von Lesarten ebensolche Kontexte und die darin enthaltenen Informationen hinzuzieht<sup>44</sup>.

Insbesondere der diffuse Begriff des historischen Kontextes bezeichnet aber streng genommen aus empirischer Perspektive nur einen Querschnitt durch die im Forschungsdiskurs allgemein akzeptierten Modelle der Vergangenheit, die letztlich aus Verknüpfung und Synthese zahlreicher an Einzelzeugnissen gebildeter Lesarten bestehen<sup>45</sup>. Daraus ergibt sich jedoch im schlimmsten Fall ein subsumtionslogisches Vorgehen, bei dem untersuchte Zeugnisse nicht aus sich selbst heraus erschlossen, sondern den bereits etablierten Narrativen und Wissensstrukturen untergeordnet werden. Dies gilt besonders, wenn angestrebt wird, den subjektiv von einem Textautor gemeinten Sinn zu rekonstruieren. Um ein am Gegenstand dieser Arbeit orientiertes Beispiel zu geben: Würde ein anhand von zahlreichen Einzelzeugnissen im Forschungsprozess konstruiertes biografisches Modell der historischen Persönlichkeit des Jean Germain – das auch seine vermeintlichen Interessen und eine Vorstellung von seiner subjektiven Perspektive umfasst – der Interpretation seiner Traktate zugrunde gelegt, dann liefe die Analyse Gefahr, das Neue der Textinterpretation unter dem bereits Bekannten der Kontextinformationen zu verschütten. Das Vorverständnis, in Gestalt eines aus den synthetisierten Lesarten der biogra-

43 »Dahinter steckt letztlich nichts anderes als die Trivialität, daß der Kontext, wie schon terminologisch impliziert, natürlich methodisch auch ein Text ist und mithin mit denselben Verfahren zu dechiffrieren ist wie der ursprüngliche Text, zu dem er als Kontext fungiert. Rein methodologisch gesehen ist also der Kontext zunächst nichts anderes als der Text, der außerhalb der im Fokus der Analyse stehenden Ausdrucksgestalt steht«, OEVERMANN, Thesen zur Methodik, S. 9.

44 SÜSSMANN, Geschichtswissenschaft und objektive Hermeneutik, S. 121.

45 »Die Kategorie des Kontextes oder der Kontextualität meint dann nämlich zunehmend nicht mehr die methodologisch gesehen als Daten ebenfalls einzig in Gestalt textförmiger Protokolle gegebenen Kontextbedingungen einer zu analysierenden Ausdrucksgestalt, sondern die psychischen, sozialen, kulturellen und historischen Fundierungen einer Ausdrucksgestalt und ihrer Bedeutung in einer je historisch konkreten Lebenswelt. Der Finger ist dann auf jene Realität gelegt, die – so wird suggeriert – im zu analysierenden Text selbst nicht enthalten ist, sondern eine ist, auf die der Text als Text verweist, die also unter der Hand als eine außertextliche materielle Realität vorge stellt und deren Erschließung dann als Vorbedingung der methodischen Sinnerschließung des eigentlichen Textes angesehen wird«, OEVERMANN, Thesen zur Methodik, S. 10.

fisch relevanten Einzelzeugnisse gebildeten Modells der Person, könnte so die Lesartenbildung am untersuchten Text dominieren und zwänge die empirische Materialanalyse in eine schlechte Zirkularität.

Dieser Zirkel würde sich dabei in erster Linie in Gestalt des Ausschlusses von Lesarten manifestieren, die zwar mit dem untersuchten Zeugnis kompatibel sind, die aber dem zuvor gebildeten Modell der hinter dem Zeugnis vermuteten Subjektivität widersprechen. Konkret: Wenn ich annehme, dass Jean Germain ein vom Herzog massiv geförderter Günstling und ihm deshalb verpflichtet war, laufe ich Gefahr, das enorme Selbstbewusstsein und die beanspruchte Höherrangigkeit der Autorinstanz in seinen Traktaten zu übersehen, weil sie meinem Vorverständnis von der Relation zwischen Textautor und Adressat widersprechen<sup>46</sup>.

Entscheidend für die Methode der objektiven Hermeneutik ist zudem, dass sie Protokolle als Hervorbringungen einer Lebenspraxis und damit als materiellen Niederschlag eines sozialen Handelns begrift, das in einem kommunikativen Handlungskontext steht und an vorangehende Interaktionen anschließt. Dieser Handlungskontext, auf den das jeweilige Protokoll Bezug nimmt, soll dabei nicht durch andere Zeugnisse subsumtionslogisch erschlossen, sondern aus dem Protokoll selbst abduktiv rekonstruiert werden. Daher kommt der Unterscheidung zwischen einem inneren und einem äußeren Kontextwissen eine besondere Bedeutung zu, wobei das innere Kontextwissen schlicht die aus dem untersuchten Protokoll selbst stammenden Informationen bezeichnet, während äußeres Kontextwissen aus anderen Zeugnissen (»Kon-Texten«) stammt.

<sup>46</sup> »Methodologisch ist darauf zu beharren, daß die Analyse immer mit der Rekonstruktion des objektiven Sinns eines Handlungsprotokolls beginnen muß. Würden wir statt dessen ein Kontextwissen über den subjektiven Sinn, also die vorausgesetzten Absichten der Handelnden in die Entzifferung als Vorverständnis eingeben, erhielten wir aus der Textanalyse zirkulär tatsächlich immer nur als Ergebnis, was wir vorher als Bedeutungszuweisungsprämisse eingegeben haben, und verblieben in dieser schlechten Zirkularität, wenn wir die Frage beantworten müssen, wie wir denn zu jenem Kontextwissen gelangt sind, wenn nicht durch wiederum vorausgehendes Kontextwissen. Diesen schlechten hermeneutischen Zirkel eines infiniten Regresses von Vor-Verständnissen des subjektiv gemeinten Sinns von Akteuren bzw. Textautoren durchschlägt die objektive Hermeneutik, indem sie unabhängig vom realen Kontext der Produktion und Rezeption einer Ausdrucksgestalt zunächst einmal nichts anderes tut, als nach geltenden Regeln der Bedeutungserzeugung diese Ausdrucksgestalt als Totalität lückenlos zu dechiffrieren, d. h. durch lückenlose Sequenzanalyse ihre objektive Sinnstruktur zu rekonstruieren und erst dann, auf dieser Folie, versucht, begründete Schlüsse über den Kontext zu ziehen, wozu wesentlich der subjektiv gemeinte Sinn der Akteure zu zählen ist«, *ibid.*, S. 8.

## 2. Methodologische Überlegungen

Die eigentliche Interpretation erfolgt dann in Form einer Sequenzanalyse, wobei Texte (im Gegensatz zu Bildern oder Objekten der materiellen Kultur) durch ihre in der Regel lineare Struktur bereits eine klare Sequenzialität vorgeben<sup>47</sup>. Sequenz für Sequenz wird in einer gedankenexperimentellen Haltung der »künstlichen Naivität« ausgelegt, wobei nur abstraktes Regelwissen und inneres Kontextwissen – in diesem Fall die aus den vorangehenden Sequenzen gewonnenen Informationen, der weitere Verlauf des Textes wird im Zuge des Gedankenexperiments zunächst ebenfalls ausgeblendet – zur Begründung von Lesarten herangezogen werden dürfen. Äußeres Kontextwissen kann zwar Lesarten motivieren, darf jedoch nicht zum Ausschluss von anderen mit dem Protokoll kompatiblen Lesarten führen.

Gleichzeitig erfolgt ebenfalls in Form eines Gedankenexperiments die Konstruktion von potenziellen Anschlussmöglichkeiten an die jeweilige Sequenz und von Bedingungen, unter denen die in der Sequenz protokollierte (Sprech-)Handlung sinnvoll erscheinen würde. Der Kontrast zur sich anschließenden Sequenzstelle verweist dann darauf, welche logischen Anschlussmöglichkeiten tatsächlich im Zeugnis realisiert wurden. Auf diese Weise wird in dem untersuchten Text eine Kette von (bewussten und unbewussten) Entscheidungen sichtbar, weil mögliche Alternativen zum dokumentierten Verlauf des Textes faktisch im Zuge der Praxis seiner Generierung und redaktionellen Überarbeitung verworfen wurden. Der tatsächliche Verlauf der Sequenz erscheint vor dem Hintergrund der potenziell denkbaren Alternativen überhaupt erst als bedeutungsvolle Ausprägung einer spezifischen Lebenspraxis, deren Fallstruktur so im Verlauf der Analyse sukzessive erschlossen wird. Gleichzeitig ermöglicht das sequenzielle Vorgehen auch (zumindest theoretisch) eine Falsifikationsprobe, indem die hypothetisch an einer bestimmten Sequenzstelle gebildeten Lesarten mit dem tatsächlich realisierten Anschluss der dokumentierten Lebenspraxis konfrontiert werden<sup>48</sup>.

Daraus ergibt sich die besondere Bedeutung der ersten Sequenzstelle, da hier noch kein inneres Kontextwissen vorhanden ist und eine Situation maximaler Kontingenz herrscht. Die erste Sequenz zu interpretieren ist daher besonders aufwendig, da die Interpretierenden bei der Konstruktion von hypotheti-

<sup>47</sup> Beim Umgang mit Bildern orientiere ich mich in der vorliegenden Arbeit zusätzlich an den von Erwin Panofsky und Ralf Bohnsack beschriebenen Verfahren, die Anregungen für eine Detailanalyse der untersuchten Miniaturen liefern. Erwin PANOFSKY, *Ikonographie und Ikonologie. Bildinterpretation nach dem Dreistufenmodell*, Köln 2006; BOHNSACK, *Rekonstruktive Sozialforschung*, S. 157–173.

<sup>48</sup> OEVERMANN, *Kontroversen über eine sinnverstehende Soziologie*; AUFENANGER, LENSSEN, *Zum Programm der objektiven Hermeneutik*, S. 4–10; WERNET, *Einführung in die Interpretationstechnik*, S. 11–38; JANSEN, *Die objektive Hermeneutik*, S. 45; SÜSSMANN, *Geschichtswissenschaft und objektive Hermeneutik*, S. 121.

schen Kontextbedingungen und Anschlussmöglichkeiten ausschließlich auf ihre sprachliche Kompetenz, ihr semantisches Wissen und ihre grundlegende Sozialkompetenz angewiesen sind<sup>49</sup>. Die erste Sequenz stellt aber entscheidende Weichen für den Fortgang des Textes, sie bildet den Kristallisationskeim, an dem sich die Textstruktur anlagert, und verlangt daher – meist als die eine Interaktion eröffnende Sequenz – besondere Aufmerksamkeit.

Mit dem Voranschreiten der Sequenzanalyse ergibt sich dann auf der Folie der im Verlauf des Protokolls getroffenen Entscheidungen ein gewisses Muster, das als Fallstrukturhypothese bezeichnet wird. Sobald eine theoretische Sättigung der Fallstrukturhypothese erreicht wurde, die sich in der Wiederholung der bereits rekonstruierten Muster äußert, kann schneller im Text vorangeschritten werden. Gezielt untersucht werden dann Sequenzen, die die Fallstrukturhypothese weiter nuancieren können oder sie zu widerlegen scheinen. Diese Stellen dienen wiederum als Falsifikationsprobe der gebildeten Lesart und führen zu deren Ausdifferenzierung oder Korrektur. Ist auf diese Weise textimmanent eine Fallstrukturhypothese gebildet worden, erfolgt die Konfrontation mit äußeren Kontextinformationen und der Bezug auf die bearbeitete Forschungsfrage.

Die Vorteile dieser Methode für eine kulturwissenschaftlich orientierte Untersuchung liegen auf der Hand. Zum einen wird der für alle Geisteswissenschaften zentrale Akt der Lesartenbildung einer methodischen Kontrolle unterworfen, welche die intersubjektive Nachvollziehbarkeit der Ergebnisse erhöht.

<sup>49</sup> Zentrale Annahme der objektiven Hermeneutik ist die Regelgeleitetheit sozialen Handelns, wobei Oevermann zwischen zwei Typen von Regeln unterscheidet. Grundlage menschlicher Sozialität und Interaktion sind universale, nicht hintergehbare und in ihrer Existenz nicht kritisierbare Regeln, da deren intersubjektive Kritik bereits die Inanspruchnahme dieser Regeln verlangen würde. Diese Regeln sind Grundlage intersubjektiver Kommunikation, weshalb zwar ihre Rekonstruktion und Explikation kritisierbar ist, nicht aber ihre Existenz. Oevermann orientiert sich hierbei an der Universalgrammatik Noam Chomskys, nimmt jedoch über die Grundlagen einer linguistischen Kompetenz hinaus weitere für menschliche Sozialität konstitutive Regeln an. Von diesen universalen und Sinn-generierenden Regeln sind Regeln vom Typ historisch spezifischer Normen zu unterscheiden, die in ihrer Reichweite begrenzt und in ihrem Inhalt variabel sind. Als besonders einleuchtendes Beispiel ließe sich eine generelle menschliche Sprachbefähigung von den konkreten Regeln einer Einzelsprache mit ihren kultur- und zeitspezifischen Dia- und Soziolekten unterscheiden. Das Vorgehen der objektiven Hermeneutik stützt sich wesentlich auf die intuitive Regelkompetenz der Interpretierenden, die ein Verstehen auch kulturell ferner und besonders fremder Objektivationen sinnstrukturierter menschlicher Praxis überhaupt erst ermöglicht (weil es sich um menschliche Praxis handelt, der eine Sinnstrukturiertheit als Gemeinsamkeit unterstellt werden muss, sofern sie im Rahmen der aktuellen Diskurse mit Sinn versehen, d. h. verstanden werden soll). Vgl. OEVERMANN, Kontroversen über eine sinnverstehende Soziologie, S. 22–36.

## 2. Methodologische Überlegungen

Zum anderen ist durch die Erarbeitung einer textimmanent gebildeten Fallstruktur zweierlei erreicht: es können abduktiv Schlüsse darüber abgeleitet werden, was den Handlungskontext des untersuchten Protokolls darstellt (auch dann, wenn dieser Handlungskontext nicht durch weitere Zeugnisse dokumentiert ist) und wie sich die darin dokumentierte Lebenspraxis zu ihm verhalten hat.

### 2.2 Konsequenzen für die geschichtswissenschaftliche Anwendung

Ausgehend von diesem kurzen Abriss zur Forschungspraxis der objektiven Hermeneutik stellt sich die Frage, wie sie die historische Methode sinnvoll ergänzen und erweitern kann. Zunächst muss jedoch auf zwei Probleme hingewiesen werden, die sich aus einer strikten Anwendung der im Wesentlichen an modernen Protokollen im engeren Sinn entwickelten Methode auf vormoderne Material ergeben würden. Sie betreffen einerseits das hohe Maß an Fremdheit der in überlieferten Artefakten einer relativ fernen Vergangenheit dokumentierten sozialen Praktiken und andererseits die Darstellung der Interpretationsergebnisse.

Wesentlicher Bestandteil der objektiv-hermeneutischen Methode ist die gedankenexperimentelle Konstruktion von hypothetischen Kontextbedingungen, unter denen die protokollierte Sequenz sinnvoll erscheinen würde. Bei einem Protokoll, das der eigenen Lebenswelt verhältnismäßig nahe ist, gelingt dies mithilfe von sozialer Kompetenz und praktischer Phantasie erstaunlich gut. Johannes Süßmann hat jedoch auf das Problem hingewiesen, das sich aus der Beschäftigung mit zeitlich und kulturell sehr fernen Gegenständen ergibt. Da vergangene Gesellschaften und vergangenes Geschehen im Rahmen historischer Untersuchungen die zu erschließenden Unbekannten darstellen, sollen die Protokolle dieser distanten Vergangenheit erst einen Zugang zu diesen Lebenswelten und ihren sozialen Besonderheiten ermöglichen. Sie stellen den Ausgangspunkt für die jetztzeitige Beschäftigung mit mitunter völlig unbekanntem Ereignissen und Zusammenhängen dar, bei dem die Formulierung von hypothetischen Kontextbedingungen mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden wäre. Als pragmatische Reaktion auf das Problem empfiehlt Süßmann einen aktiven Umgang mit der Fremdheitserfahrung am untersuchten Material. Die Distanz zur Lebenswelt der Interpretierenden erleichtert dann sogar die bewusste Explikation der Besonderheiten des untersuchten Falls. Auf die Formulierung von möglichen Kontextbedingungen wird jedoch bei dieser Adaption der Methode weitgehend verzichtet<sup>50</sup>.

50 Süßmann, *Geschichtswissenschaft und objektive Hermeneutik*, S. 130–137.

Ein zweites Problem betrifft die Darstellung der Ergebnisse. Die objektiv-hermeneutische Analyse entfaltet ihre volle Dynamik nur, wenn sie in Form einer Gruppenanalyse durchgeführt wird, bei der sich die an der Diskussion Teilnehmenden bei der Entwicklung von gedankenexperimentellen Kontextbedingungen und Lesarten gegenseitig direkt widersprechen können. Die Widmungsvorreden der untersuchten Traktate waren daher Gegenstand dreier Analysesitzungen<sup>51</sup> und die vorgestellten Lesarten wurden bereits einer gewissen intersubjektiven Kontrolle unterzogen. Die vollständige Nachvollziehbarkeit der Lesartenbildung würde jedoch auch die Dokumentation aller im Interpretationsprozess verworfenen Lesarten erfordern. Dies hätte zwar durch die Veröffentlichung eines digitalen Mitschnitts der Analysesitzungen und einer Protokollierung der eigenen Lesartenbildung geleistet werden können, es stellt sich aber die Frage, wer sich dieses Protokoll wissenschaftlicher Praxis jemals anhören oder seine Verschriftlichung lesen würde<sup>52</sup>. Süßmann empfiehlt hier wiederum einen pragmatischen Umgang mit der Methode der objektiven Hermeneutik, wobei die Darstellung auf die sequenzielle Entwicklung der sich letztlich als Ergebnis herauskristallisierenden Lesart fokussiert wird<sup>53</sup>.

Berücksichtigt man die genannten Punkte, dann betreffen die wesentlichen Anregungen der objektiven Hermeneutik den Umgang mit dem untersuchten Material in Relation zu den Wissensbeständen, die zu dessen Interpretation nötig sind. Die forschungspraktische Differenzierung zwischen konkret analysiertem Text und den hinzugezogenen Kontexten sensibilisiert in besonderem Maße für das Zusammenspiel aus empirischer Materialanalyse, Ergebnisdarstellung und Vorverständnissen des Gegenstandes. Diese Vorverständnisse speisen sich in der Geschichtswissenschaft aus im Forschungsdiskurs kursierenden Modellierungen der untersuchten Vergangenheit, die einen unauflösbar synthetischen Charakter haben und noch ältere Forschungsdiskurse mit von den jeweiligen Forschenden (zumeist implizit) gebildeten Lesarten historischen Materials amalgamieren. Als diskursives Wissen um den historischen Kontext bedingen diese Studien dann wiederum ganz wesentlich die empirischen Materialanalysen in folgenden Arbeiten.

51 Die Vorrede des »Trésor des simples« war Gegenstand einer von Axel Jansen geleiteten Analysesitzung des Instituts für hermeneutische Sozial- und Kulturforschung (IHSK) in Frankfurt; die Widmungsbriefe der »Mappemonde spirituelle« und des »Liber de virtutibus« wurden in Sitzungen des von Johannes Süßmann geleiteten Forschungskolloquiums zur Geschichte der Frühen Neuzeit in Paderborn diskutiert.

52 Jo REICHERTZ, Der Hermeneut als Autor. Zur Darstellbarkeit hermeneutischer Fallrekonstruktionen, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 16 (1991), S. 3–16.

53 SÜSSMANN, Geschichtswissenschaft und objektive Hermeneutik, S. 128–130. Für eine auf diese Form der Darstellung zurückgreifende Beispielinterpretation vgl. JANSEN, Die objektive Hermeneutik.

## 2. Methodologische Überlegungen

Auf diese Problematik versucht die vorliegende Arbeit zu reagieren. Zunächst, indem die Darstellung den klassischen Dreischritt sozialwissenschaftlicher Arbeiten übernimmt: (1) Vorannahmen, theoretischer Hintergrund, Fallbestimmung und Fragestellung – (2) Analyse von empirischem Material – (3) Schlussfolgerungen aus der Materialanalyse. Zusätzlich zur Erörterung von Forschungsstand, eigener Perspektive auf den Gegenstand und Fragestellung muss die Darstellung des theoretischen Hintergrunds jedoch auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft eine andere Form annehmen. Sie besteht in einer eigenen Synthese aus den in der Forschung diskutierten Modellen der Vergangenheit und erfolgt als problemorientierte Darstellung. Diese Darstellung darf jedoch nicht als Aussage über den Gegenstand »so, wie er gewesen ist«, missverstanden werden. Sie expliziert vielmehr das Vorverständnis, das die eigene Materialanalyse bedingt und das die Fragen motiviert, welche an die untersuchten Zeugnisse gerichtet werden.

Die Einleitung umreißt vor dem Hintergrund dieser Überlegungen das Thema der Arbeit, die Kapitel 3–6 präsentieren im Wesentlichen eine auf das Thema und die Fragestellung zugeschnittene Synthese der aktuellen Forschungsdiskurse, während sich die Kapitel 7–9 der Materialanalyse und damit der konkreten Lesartenbildung an den drei Traktaten des Jean Germain widmen. In den Analysekapiteln werden zudem Korrespondenzen zwischen diesen Lesarten aufgezeigt sowie sukzessive Kontextinformationen hinzugezogen. Das abschließende Synthesekapitel verbindet dann die Ergebnisse der Textanalysen mit der Fragestellung und diskutiert ein alternatives Modell von der untersuchten Vergangenheit als Verbindung aus Vorverständnis und empirischer Untersuchung. Das Ziel dieser Bemühungen besteht letztlich darin, die Beschäftigung mit klassischen Gegenständen der Geschichtswissenschaft – Macht, Herrschaft, Status, Kreuzzug und religiöse Polemik – aus der Perspektive einer Kulturgeschichte des Politischen einer epistemologischen und methodologischen Reflexion zu unterziehen.

### 2.3 Vorgehen bei der Textanalyse

Bei den drei untersuchten Traktaten handelt es sich um außerordentlich umfangreiche und vielschichtige Zeugnisse. Die für die Untersuchung relevanten Aspekte machen dabei nur einen kleinen Teil der darin dokumentierten Informationen zu verschiedenen sich überschneidenden Diskursen des 15. Jahr-

hundreds aus<sup>54</sup>. Da aber das Interesse an den Texten durch zwei den Traktaten externe Zeugnisse – die Basler Präzedenzrede und den Eintrag im Protokollbuch des Ordens vom Goldenen Vlies – begründet wird, besteht die Gefahr, in einen schlechten hermeneutischen Zirkel zu geraten. Ohne ein methodologisches Korrektiv könnte die der Analyse zugrundeliegende Hypothese – dass in diesen Traktaten eine burgundische Selbstbeschreibung entlang des Themas Kreuzzug verhandelt wird – selektiv anhand der umfangreichen Texte bestätigt werden. Die Traktate würden dann lediglich als Steinbrüche für Informationen dienen, welche die anhand von externen Zeugnissen gebildeten Thesen stützen, während dagegenstehende Informationen schlicht ausgeblendet würden.

Der analytische Umgang mit dem untersuchten Material selbst basiert daher auf einem von der objektiven Hermeneutik inspirierten Vorgehen. Im Zentrum der Analyse steht jeweils eine konkrete Abschrift des untersuchten Traktats, die zuvor im Zuge eines Vergleichs der erhaltenen Exemplare aufgrund ihrer Nähe zum burgundischen Hof und der Präsentation der Werke im Mai 1451 in Mons ausgewählt wurde. Statt wie bei der älteren Editionsphilologie die Vorstellung eines zu rekonstruierenden ursprünglichen Textes in den Mittelpunkt zu stellen, wird der konkrete Kodex als Protokoll eines vergangenen Kommunikationszusammenhangs und als texttragendes Artefakt<sup>55</sup> untersucht. Diese Perspektive erfordert eine der Analyse vorausgehende detaillierte Beschreibung aller erhaltenen Exemplare des Textes und fordert zudem die größtmögliche Nähe zum Artefakt selbst. Aus diesem Grund wird im Folgenden grundsätzlich nach den Handschriften zitiert, obwohl für die Basler Präzedenzrede und den »Liber de virtutibus« Texteditionen des 18. und 19. Jahrhunderts zur Verfügung stehen. Daraus ergibt sich zusätzlich der Vorteil, dass durch die Anwendung aktueller Transkriptionsregeln ein weniger stark normalisierter Text der Analyse zugrunde liegt, als er in den älteren Editionen abgedruckt ist.

Die Grundlage für die Bearbeitung eines jeden Traktats stellt eine ausführliche Sequenzanalyse der jeweiligen Paratexte dar, also der Widmungsvorreden und Prologe, sowie der Widmungsminiaturen. Diese Vorreden, die den Rahmen der schriftlichen Interaktion eröffnen und das Verhältnis zwischen Autorinstanz, angesprochenen Adressaten und impliziten Rezipienten einrichten, liefern entscheidende Hinweise zu Struktur und Darstellungsabsichten des jewei-

<sup>54</sup> Eine umfassende Würdigung aller drei Texte ist daher nicht intendiert und erscheint im Rahmen einer einzelnen Arbeit auch kaum möglich. Sowohl die umfangreichen theologischen Erörterungen und die intertextuellen Verweise als auch die enthaltenen historischen Bezüge der drei Schriften liefern Material für zahlreiche weitere Untersuchungen.

<sup>55</sup> Hieraus ergeben sich gewisse Parallelen zur Perspektive des Heidelberger Sonderforschungsbereichs 933 »Materiale Textkulturen«. Vgl. HILGERT, »Text-Anthropologie«.

## 2. Methodologische Überlegungen

ligen Textes. Die Darstellung der Ergebnisse orientiert sich dann an der Rekonstruktion einer gedankenexperimentellen Situation des »ersten Lesens«. Die leitende Idee besteht darin, die Eindrücke einer sprachlich kompetenten Person nachzuzeichnen (sei sie Zeitgenosse oder mit den Bedeutungsspektren der im Zeugnis enthaltenen Zeichen vertraute Forscherin), die den untersuchten Kodex zum ersten Mal in den Händen hält, ohne über weiterführende Informationen über die Umstände seiner Entstehung und Verwendung zu verfügen. Damit soll an die Haltung der künstlichen Naivität aus der objektiven Hermeneutik angeknüpft werden, die jedoch im Gedankenexperiment um die zur Analyse des Zeugnisses nötigen Kompetenzen erweitert wird. Diese Kompetenzen, die bei der Untersuchung von Protokollen, die der eigenen Lebenswelt entstammen, durch die Sozialisation bereits weitgehend gegeben sind, speisen sich bei zeitlich und kulturell distanten Zeugnissen zwangsläufig aus der geleisteten Forschung. Nötig ist somit semantisches, grammatikalisches und ikonografisches Wissen sowie eine Kenntnis von relevanten Aspekten der spätmittelalterlichen Sozialstruktur und der materiellen Kultur. Weiterführende Informationen über den Zeitpunkt und die Umstände der Entstehung des Zeugnisses, seinen Verfasser, die Umstände seiner Präsentation usw. werden dabei in einem ersten Schritt nicht zur Begründung der gebildeten Lesarten hinzugezogen. Die Differenzierung zwischen innerem und äußerem Kontextwissen wird somit prinzipiell aufrechterhalten, es wird jedoch dem Umstand Rechnung getragen, dass besonders semantisches Wissen bei Zeugnissen einer entfernten Vergangenheit nur aus lexikografischer Forschung an einer Vielzahl von anderen Zeugnissen der gleichen Epoche stammen kann<sup>56</sup>.

Wissen um zeitgenössische Bedeutungsdimensionen der im Zeugnis verwendeten Zeichen werden in jedem Fall zur Motivierung von Lesarten herangezogen. Entsprechend wird etwa das sprachliche Zeichen *toison* in seinem gesamten bekannten Bedeutungsspektrum in die Lesartenbildung einbezogen, und dazu gehören gerade im 15. Jahrhundert auch die Verknüpfung zum Orden vom Goldenen Vlies sowie biblische Referenzen oder der Einsatz als Metapher. Die Forderung nach einem Verzicht auf äußeres Kontextwissen dient gerade nicht dem Ausschluss von möglichen Bedeutungen sprachlicher oder bildlicher Zeichen, sondern soll im Gegenteil für eine durch Kontextinformationen

<sup>56</sup> An dieser Stelle ergeben sich auch Anknüpfungspunkte zu Ansätzen aus dem Bereich der historischen Semantik. Bernhard JUSSEN, *Ordo zwischen Ideengeschichte und Lexikometrie. Vorarbeiten an einem Hilfsmittel mediävistischer Begriffsgeschichte*, in: Bernd SCHNEIDMÜLLER, Stefan WEINFURTER (Hg.), *Ordnungskonfigurationen im hohen Mittelalter*, Ostfildern 2006, S. 227–256; JUSSEN, *Historische Semantik aus der Sicht der Geschichtswissenschaft*, in: *Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte* 2 (2011), S. 51–61; Silke SCHWANDT, *Virtus. Zur Semantik eines politischen Konzepts im Mittelalter*, Frankfurt a. M. 2014.

bedingte Verengung des bei der Analyse berücksichtigten Bedeutungsspektrums eines Zeichens sensibilisieren.

Bei der Analyse von Protokollen, die der eigenen Gesellschaft entstammen, dient dieses Vorgehen wesentlich der Verfremdung des Gegenstandes zur Beförderung einer ethnografischen Perspektive. Bei der Interpretation von zeitlich distanten Protokollen muss die Forderung nach weitgehender Kontextfreiheit variabler gehandhabt werden. Der Gegenstand ist hier bereits fremd<sup>57</sup>, und lexikografisch und ikonografisch gewonnenes Wissen ist zwingend notwendig, um sich den darin enthaltenen Informationen anzunähern.

Gegen die geforderte Haltung der künstlichen Naivität wird häufig der Einwand vorgebracht, man könne sein Vorwissen nicht wirklich ausblenden. Das ist selbstverständlich richtig. Da es sich aber um ein Gedankenexperiment zur methodischen Kontrolle des eigenen Sinnverstehens handelt, ist das auch gar nicht erforderlich. Komplexes Vorwissen ist prinzipiell zulässig, um Lesar-

<sup>57</sup> Für Oevermann stellt dieser Umstand gerade einen Vorteil bei der Anwendung der Methode der objektiven Hermeneutik dar: »Mit dieser Dialektik von Universalität und Historizität hängt eng eine Asymmetrie zwischen der sozialwissenschaftlichen Untersuchung kulturell naher und kulturell distanter Strukturen zusammen: Kulturell-historisch nahe Untersuchungsgegenstände – Protokolle aus unserer eigenen gesellschaftlichen Praxis – werfen keine großen Probleme im Hinblick auf das notwendige Wissen um die lebensweltspezifischen charakteristischen Regeln und Normen auf. Der Interpret teilt die kulturspezifische Einzelsprache als seine Muttersprache und er ist in die Normen der Kultur naturwüchsig einsozialisiert. Aber gleichzeitig ist mit dieser geringen historischen und kulturellen Distanz ein großer Mangel verbunden. Da unter dieser Bedingung das methodische Sinnverstehen den Alltagsoperationen des Verstehens innerhalb der analysierten Kultur nur zu folgen braucht, eine wirkliche Verstehensproblematik also gar nicht vorliegt, fehlt auch der vom Gegenstand ausgehende Zwang, zu den hinter der Oberfläche liegenden, der Ebene der Reichweite universaler Geltung sich nähernden generativen Regeln und Strukturierungsgesetzlichkeiten vorzudringen. Bei historisch und kulturell distanten Gegenständen verhält es sich umgekehrt. Wir kennen häufig ihre Sprache noch nicht und nicht die für ihre Lebenswelt spezifischen Normen und Regeln, sie sollen ja in der Untersuchung erst erschlossen werden. Im direkten Zugriff können wir die Sinnstruktur von Protokollen aus distanten Lebenswelten nicht gültig rekonstruieren. Die alte geisteswissenschaftliche Hermeneutik hat daraus, noch bis hin zu Gadammers »Wahrheit und Methode«, als vordringliches Problem das der Überwindung der historischen Distanz durch Vorwissen gemacht. Die objektive Hermeneutik bezieht zu diesem Problem eine ganz andere Stellung. Für sie ist das Vorwissen über die eigene Kultur ein Schleier, der sich vor die Erkenntnis der tieferen Strukturierungsgesetzlichkeiten und Regeln legt. Für sie ist daher die Rekonstruktion der Sinnstrukturen historisch und kulturell distanter Phänomene ein willkommener und privilegierter Ausgangspunkt für die Erkenntnis von kulturübergreifenden, allgemeineren Strukturierungsgesetzlichkeiten und Regeln. Dies einfach deshalb, weil der entfernte Gegenstand den objektiven Hermeneuten dazu zwingt, sie zu explizieren«, OEVERMANN, Kontroversen über eine sinnverstehende Soziologie, S. 34f.

## 2. Methodologische Überlegungen

ten zu motivieren, nicht aber, um mit dem Protokoll kompatible Lesarten zu verwerfen. Der weitgehende Verzicht auf komplexes Vorwissen zwingt jedoch dazu, die Motivierung von Lesarten an der jeweiligen Textsequenz selbst und nicht anhand von äußerem Kontextwissen zu begründen. Dies geschähe etwa, wenn das Wort *toison* in einem Text, von dem aus anderen Zeugnissen bekannt ist, dass es sich um eine vor dem Herzog von Burgund gehaltene Rede handeln soll, ausschließlich als Referenz auf den Ritterorden des Herzogs gedeutet würde. Stattdessen gilt es, die Polysemie der Zeichen ständig zu berücksichtigen und nur vom Zeugnis selbst geforderte Einschränkungen der Bedeutungsdimensionen für die Konkretisierung der gebildeten Lesart aufzunehmen. Das zentrale Ziel ist es, einer frühzeitigen Engführung der Interpretation entgegenzuwirken und sich auch den Tiefenstrukturen und der Bedeutungsvielfalt von Texten anzunähern.

Die Lesartenbildung erfolgt im Gedankenexperiment des ersten Lesens dann in Anlehnung an die objektive Hermeneutik in Form einer Sequenzanalyse, die der von der Materialität des Artefakts vorgegebenen Sequenzialität folgt und dabei möglichst viele bedeutungstragende Informationen berücksichtigt. Die Sammlung von Eindrücken beginnt beim Artefakt selbst, seiner Größe, Verarbeitung, dem gewählten Beschreibstoff. Es folgt das Aufschlagen des Kodex, dessen klar lineare Struktur als gebundenes Buch fortan die Analyse leitet. Die Gestaltung der Titelseite, die Ausdeutung vorhandener Illustrationen, Verzierungen und Auszeichnungen lenkt dabei zunächst den Blick der hypothetischen Rezipienten. Begonnen wird daher mit der Lesartenbildung im engeren Sinn bei den Widmungsminiaturen, bevor zur Ausdeutung des eigentlichen Textes übergegangen wird.

Die Fallbestimmung – also das Interesse am untersuchten Artefakt, in diesem konkreten Fall an dem burgundischen Kreuzzugsdiskurs – bestimmt den Fokus der sukzessive erfolgenden Lesartenbildung. Dabei wird in der Darstellung weitgehend auf die Konstruktion von hypothetischen Kontextbedingungen verzichtet. Stattdessen wird nur die Etablierung der sich sukzessive konkretisierenden Lesart von Sequenz zu Sequenz dargestellt. Da dies (mit Ausnahme von Wissen um die Bedeutungsspektren der sprachlichen und bildlichen Zeichen) ähnlich wie bei literaturwissenschaftlichen Verfahren des *close reading* ohne die Hinzuziehung von äußeren Kontextinformationen erfolgt, wird die Entwicklung einer Fallstrukturhypothese immer direkt an die entsprechenden Stellen im Text rückgebunden.

Aufgrund der textimmanenten Begründung der gebildeten Lesart kann sie dann als Korrektiv für den weiteren Umgang mit dem Traktat dienen. Zugleich erleichtert dieses Vorgehen die Einnahme einer Haltung der Fremdheit gegenüber dem untersuchten Text, da es dazu zwingt, auch innerhalb der Mediävistik anscheinend bekannte und vertraute Strukturen – wie etwa die Grundkonfigu-

ration feudaler Herrschaft oder das Verhältnis zwischen Angehörigen von Adel und Klerus – explizit am Text herauszuarbeiten. Statt von feudaler Herrschaft als abstraktem historischen Gegenstand auszugehen, der sich lediglich im konkreten Material wiederfinden lässt, kann mithilfe der Sequenzanalyse aufgezeigt werden, wie Herrschaft sich im konkreten Zeugnis durch bestimmte Aussagen und Formulierungen als Diskurseffekt konstituiert. In der Vermeidung eines subsumtionslogischen Vorgehens wird damit zugleich das Bewusstsein dafür geschärft, dass jede Reproduktion diskursiver Strukturen zwangsläufig mit Variation verbunden ist und damit das Potenzial der Transformation und des Auftretens von etwas Neuem besteht. Ohne ein rekonstruktionslogisches Vorgehen bei der Interpretation des Materials liefe die Textanalyse daher Gefahr, diskursiven Wandel und die Emergenz des Neuen subsumtionslogisch unter den bekannten Strukturen des Vorwissens zu verschütten.

Durch dieses Vorgehen ergibt sich zudem der Vorteil, dass zwei Arbeitsschritte zugleich erledigt werden. Indem die Struktur eines Zeugnisses verstehend nachvollzogen wird, erhält man sowohl Antworten auf die Frage, welche Aussagen der Text transportiert und welche Effekte dadurch erreicht werden, als auch auf die Frage, auf welche Art und Weise diese Wirkung erzielt wird. Weder erschöpft sich die Analyse des Textes damit in einer bloßen Nacherzählung seines Inhaltes, noch werden lediglich die Effekte einer rekonstruierten Darstellungsabsicht aufgeführt. Folglich erlaubt die sukzessiv gebildete Lesart auch Aussagen zu den am Gegenstand dokumentierten rhetorischen Strategien und den zur Anwendung kommenden medialen Praktiken. Darin besteht ein grundlegender Vorteil rekonstruktiver Verfahren, dass nämlich die verstehende Strukturierung des untersuchten Materials einen zentralen Schritt der Datenauswertung und zugleich einen wichtigen Bestandteil des Ergebnisses darstellt. Die Arbeit gewinnt durch dieses Verfahren darüber hinaus an Transparenz, da die Stück für Stück fortschreitende Analyse integraler Bestandteil des wissenschaftlichen Textes ist und die Lesart im Zuge der Sequenzanalyse gleichsam vor den Augen der Leserinnen und Leser entwickelt wird.

Auf Basis der so weitgehend textimmanent anhand der ersten Sequenzen gebildeten Fallstrukturhypothese wird dann in einem ersten Schritt der Fokus auf den Traktat in seiner Gesamtheit ausgeweitet. Hier wird die Sequenzanalyse verlassen und die gebildete Lesart wird mit dem weiteren Verlauf des Textes konfrontiert<sup>58</sup>. Zugleich öffnet sich die Ausdeutung äußerem Kontextwissen, indem intertextuellen Verweisen nachgegangen wird und Bezüge zu anderen zeitgenössischen Zeugnissen hergestellt werden. Die so erarbeiteten Ergebnisse und Thesen werden schließlich mit dem Forschungsstand konfron-

58 WERNET, Einführung in die Interpretationstechnik, S. 53–87; OEVERMANN, Kontroversen über eine sinnverstehende Soziologie, S. 67f.

## 2. Methodologische Überlegungen

tiert und im Hinblick auf die Fragestellung der Arbeit diskutiert. Neben der grundlegenden Struktur des jeweiligen Textes gilt der Darstellung und Legitimierung der burgundischen Herrschaft, den Bezügen zum Glaubenskampf und zum Schutz der Kirche sowie den Mechanismen der Gemeinschaftsstiftung und der Abgrenzung von anderen Gemeinschaften ein besonderes Interesse. Um unnötige Längen in der Darstellung zu vermeiden, werden zudem Strukturen, die sich im Rahmen der Sequenzanalyse in den drei Traktaten wiederholen – wie etwa die in »Trésor des simples« und »Mappemonde spirituelle« sehr ähnliche formelhafte Anrede Philipps des Guten – nicht doppelt ausgelegt. An diesen Stellen erfolgt stattdessen ein abkürzender Vergleich mit bereits zuvor erarbeiteten Lesarten.